

# INGO ZAMPERONI

## FREMDES LAND AMERIKA

Warum wir  
unser Verhältnis  
zu den USA  
neu bewerten  
müssen



ullstein

meist nichtakademische weiße Mittelschicht. Deshalb ist sie auch am wütendsten.

Der aus diesen unerwarteten Enttäuschungen resultierende Stress könnte das selbstzerstörerische Verhalten befeuert haben. Schwarze oder Latinos dagegen haben diese hohen Erwartungen nie gehabt, weil sie generell von »viel weiter unten« starten und dementsprechend weniger tief fallen. Dass Weißen also etwas passiert, was sonst nur die diskriminierten Minderheiten erleiden mussten, schürt unter ihnen eine selbstgerechte Wut. Dass ihnen ein Schicksal droht, das ihrer Meinung nach so nie »vorgesehen« war, löst Ängste aus und führt zu Hass. Die wachsende Zahl der Nichtweißen verstärkt dieses Gefühl. Bald werden Weiße nicht mehr die absolute Mehrheit im Lande stellen, sondern nur noch die relative. Die Zahl etwa der Latinos und der asiatischen Amerikaner steigt rasant, wobei Letztere die am schnellsten wachsende Minderheit stellen. Man könnte dies aus Sicht der Minderheiten »ausgleichende Gerechtigkeit« nennen. Dass die betroffenen Weißen das so nicht sehen, auch wenn sie im Vergleich und trotz allem nach wie vor privilegiert sein mögen, kann man sich denken. Leider schüren solche Einstellungen zusätzlich Ressentiments und Rassismus.

Die nackten Wirtschaftszahlen mögen folglich toll klingen, die Realität aber sieht für Teile der Bevölkerung alles andere als rosig aus. Selbst wer eine sichere Arbeit hat, kommt mit nur einem Job oft kaum über die Runden. So wie Leah Lipska in der Nähe von Madison, die jeden Morgen für ihre Anstellung im öffentlichen Dienst des Bundesstaates Wisconsin um fünf Uhr aufsteht und eine Stunde zur Arbeit fährt, während ihr Mann und die drei kleinen Kinder noch schlafen. Er bleibt zu Hause, weil das Paar sich eine Kinderbetreuung nicht leisten kann. Einen bundesgesetzlich verankerten Mutterschutz gibt es in den USA nicht, Leah hatte kaum Verschnaufpausen nach den Schwangerschaften. Sie vermarktet die Produkte, die Häftlingswerkstätten herstellen – ein Vollzeitjob, aber die umgerechnet etwas mehr als 2500 Euro Bruttoverdienst monatlich sind nicht viel für eine fünfköpfige Familie. Also parkt Leah zwei Straßen vom Büroparkplatz entfernt und läuft den restlichen Weg. Parkgebühren gehören zu den vielen Dingen, die sich die Alleinverdienerin nicht leisten kann: »Das sind zwölf Dollar pro Gehaltscheck, die ich lieber in Milch und Brot investiere, als sie fürs Parken auszugeben.« Dabei hat Leah einen Zweitjob beim örtlichen Schulamt, um sich etwas dazuzuverdienen.

Amerikas Mittelschicht erodiert und ist vor allem deshalb gebeutelt, weil Löhne und Gehälter seit Jahrzehnten in frappierender Weise stagnieren. Das Bureau of Labor Statistics verfolgt die Entwicklung genau und rechnet vor, dass seit Ende des Zweiten Weltkrieges bis in die siebziger Jahre hinein der Stundenlohn für Fabrikarbeiter stetig anstieg und sich in dieser Zeit verdoppelte. Aber seitdem dümpelt er bei zwanzig Dollar vor sich hin. Das sind fast vierzig Jahre Stillstand. Das durchschnittliche Haushaltseinkommen ist seit der Wirtschaftskrise 2007/08 sogar um 9,2 Prozent gesunken (es liegt nun um 6113 Dollar im Jahr niedriger).<sup>7</sup> Kein Wunder, dass Amerikas Arbeiterschicht wütend ist. Zudem hat auch die Kaufkraft enorm gelitten. Seit 2010 kommt der bescheidene landesweite Lohnanstieg

kaum über die Inflationsrate hinaus, und wie robust der plötzlich etwas höhere Lohnanstieg 2016 von rund 2,5 Prozent langfristig ist, muss sich noch zeigen. Die Folge ist, dass Millionen Menschen wie verrückt schufteten, aber auf keinen grünen Zweig kommen. Wenn also Sanders gegen einen Kapitalismus wettet, bei dem die sozial Schwachen trotz doppelter Jobs weiter in die Armut rutschen, trifft er einen wunden Nerv.

Denn gleichzeitig sind, von den Benzinpreisen abgesehen, die Lebenshaltungskosten ordentlich gestiegen. Die Lipskas beispielsweise sind trotz zweier Jobs auf Essensmarken angewiesen. Weil sie ihre Situation nicht tatenlos ertragen will, engagiert Leah sich in einer Gewerkschaft – das ist sozusagen ihr dritter Job, wenn auch ein unbezahlter. Einer der Gründe, warum in den USA viele Gehälter stagnieren, liegt darin, dass der Einfluss der Gewerkschaften seit Jahrzehnten dramatisch sinkt. In vielen US-Bundesstaaten, so auch in Wisconsin, haben konservative Regierungen Tarifverhandlungen sogar gesetzlich ausgehebelt, in der Hoffnung, die arbeitgeberfreundlichen Bedingungen würden für neue Jobs sorgen.

Ein weiteres Problem: Die Industriejobs, die früher für ein beschauliches Mittelschichtleben ausreichten und lediglich einen High-School-Abschluss voraussetzten, gibt es heutzutage vielerorts nicht mehr. Die Automatisierung von Arbeitsprozessen hat viele Stellen überflüssig gemacht. Zudem hat sich die Produktion in einer Welt des weitgehend ungehinderten Warenverkehrs in andere Länder verlagert. Diese Verlagerung spüren wir in Deutschland auch, aber die hohe Spezialisierung deutscher Industrieunternehmen bremst sie, und unsere soziale Marktwirtschaft federt ihre Auswirkungen stärker ab. In Amerika dagegen lässt diese Entwicklung die Schere zwischen Arm und Reich noch viel stärker auseinanderklaffen und rüttelt wie kaum ein anderer Faktor am Fundament der Gesellschaft.

Und die nächste Generation Frustrierter steht schon parat. Denn früher winkte immer ein Ausweg aus prekären Verhältnissen: ein akademischer Grad. Doch die alte Gleichung »Uni-Abschluss = besseres Gehalt« geht nicht mehr automatisch auf. Zwar waren die Studiengebühren in den USA schon immer irrwitzig hoch, vor allem verglichen mit denen in Deutschland. (Meine Frau konnte nur müde lachen, als sie einmal in Hamburg an einer Großdemo vorbeikam, auf der Studierende heftig gegen die Erhöhung der Studiengebühren auf 500 Euro protestierten. Wer wie sie ein gutes Jahrzehnt gebraucht hat, um seine Uni-Kredite zurückzuzahlen, hat wenig Verständnis für die finanziellen Sorgen deutscher Nachwuchsakademiker.) Mittlerweile haben die Gebühren aber selbst für amerikanische Verhältnisse Höhen erreicht, die einfach nur sprachlos machen. Seit ich in den USA studierte, sind die Studiengebühren im Landesdurchschnitt um mehr als die Hälfte angestiegen. Was vor wenigen Jahren noch für ein Jahr an einer elitären Ivy-League-Uni reichte, genügt jetzt nicht einmal mehr für ein Semester an einer deutlich weniger renommierten Hochschule.

Ich habe Anfang 2015 einen 29-Jährigen interviewt, der einen Abschluss an der

renommierten University of Chicago gemacht hat, in der Erwartung, dass ihm seine Qualifikation einen gutbezahlten Job einbringen würde. Doch alles, was Roger Ferria diese Ausbildung eingebracht hat, war ein Schuldenberg von etwa 100 000 Dollar. Und damit hatte er noch »Glück« – manche starten mit einer noch viel höheren Last in ihr Berufsleben. Es geht um Summen, die man sonst von Hypotheken kennt, nicht aber als Bürde für Berufsanfänger. Kein Wunder, dass einem da Zweifel kommen. Auch deshalb löste ein Vorschlag des demokratischen Präsidentschaftskandidaten Bernie Sanders solche Euphorie bei Amerikas Jugend aus: Sanders wollte die Studiengebühren an öffentlichen Unis abschaffen.

Rogers Kumpel Phillipp hat erst einmal Zuflucht an der Uni gesucht und lernt bereits für den dritten Abschluss. Denn solange er eingeschrieben bleibt, muss er keine Kredite abstottern. Es ist nicht das Leben, das die beiden sich vorgestellt hatten. »Ich dachte immer, du musst bestimmte Dinge tun, um Erfolg zu haben in Amerika«, sagt Phillipp, »aber dann habe ich festgestellt, das ist egal, keinen interessiert's, also mache ich jetzt mein eigenes Ding.« Und Roger fügt hinzu: »Ich werde wohl die nächsten dreißig Jahre meine Kredite abbezahlen. Das ist nicht fair, aber mich groß darüber aufzuregen bringt mich jetzt auch nicht weiter.«

Trotz aller Widrigkeiten – hier zeigt sich dann doch diese gewisse Unerschütterlichkeit, der ich in den USA so oft begegnet bin und mit der mich Roger und Phillipp sehr beeindruckt haben. Mund abwischen, weitermachen, sagen sie sich. Ich wäre verrückt geworden, wenn ich vor meinem ersten richtigen Job schon so in der Kreide gestanden hätte wie diese beiden. Es ist dieser standhafte amerikanische Optimismus, den ich in Deutschland häufig vermisse.

Aber auch dieser hat gewaltige Kratzer bekommen, wie die erwähnten Zahlen und Studien zeigen. Die USA waren immer ein Land im Wandel, daraus haben sie konstant Kraft gezogen. Doch in vielerlei Hinsicht stehen die USA gerade vor einer Weichenstellung wie wohl selten in ihrer Geschichte. Wir erleben ein letztes Aufbäumen der alten, von Weißen dominierten Strukturen, sagen manche. Keine Frage, das Land verändert sich: politisch, gesellschaftlich, ethnisch. Und das macht vielen Angst. Vor allem denjenigen, die meinen, am meisten zu verlieren zu haben. Dies ist der Grund, warum die Stimmung alles andere als euphorisch ist, trotz der auf dem Papier guten Wirtschaftszahlen. Der amerikanische Traum verspricht zwar jedem: Solange du dich anstrengst, kannst du es hier schaffen. doch so wie es für viele aussieht, wird es immer schwerer, aus diesem Traum Wirklichkeit werden zu lassen.

# Messias ohne Wundertaten?

## Die Ära Obama

*»Willst du den Charakter eines Menschen  
kennenlernen, so gib ihm Macht.«  
Abraham Lincoln*

Es gibt Nachrichten und Ereignisse von solcher Wucht oder historischen Bedeutung, dass man nie vergessen wird, wo man sich gerade befand, als man davon hörte oder sah. Der Fall der Berliner Mauer etwa. Oder der 11. September 2001. Für mich persönlich gehört auch die Wahl von Barack Obama zum ersten schwarzen Präsidenten der USA dazu (wobei ja nur sein Vater aus Kenia stammte, während seine US-amerikanische Mutter, die ihn maßgeblich prägte, hätte weißer kaum sein können – aber das übersehen auch die Amerikaner regelmäßig).

Ich hatte den 4. November 2008 im ländlichen Virginia verbracht, in einem Kaff namens Culpeper, um eine Reportage für die Wahlberichterstattung in der ARD zu drehen. Den Wahltag über hatte ich einen knorrigen Republikaner begleitet, der in einer alten Scheune eine kleine, malerische Schnapsbrennerei betrieb, die aus einer Jack-Daniel's-Werbung hätte stammen können. Da der streng konservative alte Herr aber selbst für eine so bedeutsame Wahl nicht seine Gewohnheiten zu ändern gedachte und wie üblich früh zu Bett ging, ohne das Wahlergebnis abzuwarten, verfolgte ich die eintrudelnden Hochrechnungen auf einer Wahlparty seines Sohnes. Und ich werde den Moment nie vergessen, als der junge Senator aus Illinois im Grant Park von Chicago, begleitet von seiner Familie, am späten Abend vor die jubelnde Menge trat, der – wie Millionen vor den Fernsehern – bewusst wurde, dass sie gerade etwas Historisches miterlebten. »An alle, die immer noch daran zweifeln, dass Amerika ein Ort ist, an dem alles möglich ist, die sich immer noch fragen, ob der Traum unserer Gründer noch lebendig ist in unserer Zeit, die immer noch die Kraft unserer Demokratie in Frage stellen – heute Abend habt ihr eure Antwort bekommen«, begrüßte Obama seine Wähler. In der Menge stand auch der schwarze Bürgerrechtler Jesse Jackson, der als junger Mann noch ein nach Hautfarbe getrenntes Amerika erlebt und bekämpft hatte. Ihm liefen die Tränen herunter. Wie er hatten viele Schwarze Amerikas von diesem Augenblick kaum zu träumen gewagt. Ein

wirklich bewegender Moment. »Unser Moment!«, rief der Wahlsieger der Nation zu. »Solange wir atmen, können wir hoffen. Und wenn wir mit Zynismus und Zweifel konfrontiert werden von denjenigen, die sagen, wir schaffen das nicht, dann werden wir ihnen das zeitlose Credo entgegenschleudern, das den Geist unserer Nation zusammenfasst: Ja, wir schaffen das! *Yes, we can!*«

Ich schaute mich um. Selbst in diesem Republikaner-Nest in Virginia nickten sie anerkennend. Währenddessen kamen vor dem Weißen Haus in Washington spontan Hunderte begeisterte Anhänger zusammen und skandierten »USA! USA!«.

Obamas Wahl war nicht bloß eine Abstimmung, sie war Kulminationspunkt einer Bewegung, getragen von der leidenschaftlichen Begeisterung der Minderheiten, von auffallend vielen jugendlichen Wählern, einem beispiellosen Internet-Wahlkampf – und auch einer überzeugenden Mehrheit. Seit Lyndon B. Johnsons Sieg in der noch vom Kennedy-Attentat geprägten Wahl 1964 hatte kein Demokrat mehr so viele Wählerstimmen gewinnen können wie Obama. Auch weltweit schlugen ihm nach der Durststrecke der Bush-Jahre die Sympathien entgegen. Besonders wir Deutschen waren geradezu verliebt in den coolen, schwungvollen Hoffnungsträger. Das zeigte sich eindrucksvoll, als im vorangegangenen Juli mehr als 200 000 Menschen gekommen waren, um Obama vor der Siegesssäule in Berlin reden zu hören. Barack Obama Superstar! Geradezu messianisch waren die an ihn geknüpften Hoffnungen und Erwartungen. Der Wahlabend war folgerichtig einer jener Momente, in denen man das Gefühl bekommt, dass alles möglich ist.

Aber wie das so ist mit euphorischen Gefühlen: Sie sind trügerisch. Wie sich herausstellte, konnte Barack Obama doch nicht übers Wasser gehen. Nach dem Anfangszauber entpuppte sich Amerikas 44. Präsident als fähiger, aber eben auch in den Realitäten seines Landes und der Welt gefangener Politiker. Die erste Gelegenheit, bei der offensichtlich wurde, dass die Welle der Begeisterung wohl zu hoch geschwappt war, kam, als das Nobelpreiskomitee Obama, kaum ein Jahr im Amt, den Friedensnobelpreis zusprach. Das waren dann doch arg viele Vorschusslorbeeren, dachten nicht nur politische Gegner. In gewisser Weise kam der Preis Obama aber auch entgegen, denn danach begann man, seine Amtsführung realistischer zu beurteilen.

Ein besonders schwerer Fall von enttäuschter Liebe traf dabei sicherlich uns Deutsche. In Deutschland wäre Obama wohl mit mehr als neunzig Prozent gewählt worden (hätte man uns gefragt). Wir dürsteten geradezu nach dem strahlenden Mann, der einen solchen Kontrast bot zu seinem Vorgänger, welcher einen Krieg mit unberechtigten Begründungen vom Zaun gebrochen und im Antiterrorkampf das Augenmaß verloren hatte. Aber auch hier sind wir der eingangs beschriebenen Vertrauensillusion verfallen. Unser Verhältnis zu Barack Obama ist geradezu ein Paradebeispiel: Je schillernder die Illusion, desto bitterer der Aufprall in der Wirklichkeit. Denn nicht wenige Deutsche hatten erwartet, Obama werde nun in »unserem« Sinne die Welt lenken. War er nicht die Lichtgestalt nach der